

Leben und Streben
der
Studentinnen in Zürich

Vortrag

gehalten von **Dr. med Agnes Bluhm** am 1. März 1890 in Wien

und

Die Frau in Finnland und Skandinavien.

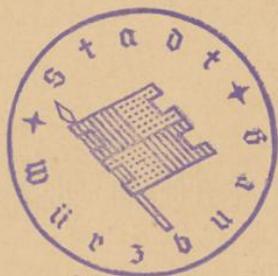
Nebst einer Schilderung des Pariser Frauen-Congresses.

Vortrag

gehalten von **Frl. Sophie Baranius** am 13. Mai 1890 in Wien.



F 149 a



38: 4369

Hochgeehrte Versammlung!

Das Präsidium des Vereines für erweiterte Frauenbildung, welchem Vereine als Ausschussmitglied anzugehören ich für die kurze Zeit meines Wiener Aufenthaltes die Ehre hatte, hat mich aufgefordert, heute vor Ihnen in knappen Zügen ein Bild von dem Leben und Streben der Studentinnen in Zürich zu entwerfen. Ich gestehe, dass ich der Aufforderung mit einem gewissen Zagen folge. Wie so häufig ein arbeitsames Leben nur durch die Fülle empfangener Eindrücke Demjenigen, der es lebt, reich, jedem Zuschauer indess monoton erscheint, — so bietet auch das Leben einer Studentin mit seinem regelmässigen Wechsel von Arbeit und kurzen Erholungspausen nach aussen hin sehr wenig des Bemerkenswerthen. Und doch ist gerade in Wien die Frage: Wie haben Sie in Zürich gelebt? so oft an mich herangetreten, dass ich die erwähnte Bitte nicht ganz als ungerechtfertigt von der Hand weisen konnte.

Wenn ein Verein, dessen Hauptbestreben dahin geht (zunächst durch Ermöglichung einer entsprechenden Vorbildung), den Frauen die Universitäten zu erschliessen, eine studirende Frau ersucht, über das Leben der Studentinnen zu sprechen, so lässt sich der Gedanke an eine geplante Propaganda kaum von der Hand weisen; mit anderen Worten: man setzt von mir voraus, dass ich den Gegenstand in einem Sinne behandeln werde, der den Tendenzen des Vereines entspricht. Meine Damen und Herren, Sie werden wiederholt der Thatsache begegnen, dass gerade Frauen, welche vordem, als sie erst mit dem Gedanken an ein zukünftiges Studium umgingen, keine Gelegenheit vorübergehen liessen, ihren Emancipationsideen Ausdruck und Geltung zu verschaffen, nach absolvirten Studien zu den passivsten Vertretern der Frauenfrage gehören. Wie erklärt sich dies? Sind jene Frauen inzwischen enttäuscht worden? Haben sie Schiffbruch erlitten an ihren Idealen, den Glauben an ihre Sache verloren? Oder sind sie stumpf geworden und so erfüllt von ihren Berufspflichten, dass ihnen Interesse und Zeit für allgemeine Fragen mangelt? Ich glaube — nein. Ich glaube nur, sie haben Erfahrungen gesammelt. Sie haben erfahren, dass sich zwar mit Worten trefflich streiten lässt, dass es aber mit dem Siege, mit der Eroberung durch das Wort gerade in ihrer Sache schlecht bestellt ist. Das lebendige Beispiel, die Leistungen und das Auftreten der Frau werden in der nächsten und vielleicht in aller Zukunft, speciell in den deutschredenden Ländern, das wirksame Moment bleiben. In dieser meiner Ansicht ist es gegeben, dass ich mich in dem Folgenden auf eine schlichte, wahrheitsgetreue Erzählung beschränken werde. Es kommt noch eins hinzu, was mich hindert, mehr als einfach zu schildern oder durch Unterschlagung von Thatsachen oder propagandistisch gefärbte Illustrationen Concessionen an das Publicum zu machen. Dies ist meine mangelnde Bekanntheit mit den Wiener Verhältnissen: es fehlen mir die Vergleichspunkte.

Das Leben des Studenten erhält sein Gepräge durch verschiedene Factoren. In erster Linie ist er nach dem vielcitirten Ausspruche einer der Wiener klinischen Koryphäen »Student kommt her von Studiren« Jünger der Wissenschaft. Er ist aber auch akademischer Bürger, Commilito, Schüler seiner Lehrer, Mitglied der Gesellschaft.

Wie gestalten sich nun in Zürich diese Verhältnisse für die Frau?

Es war zu Beginn des Wintersemesters 1864/65, als sich die Pforten der alma mater Turicensis zum erstenmale einer Frau öffneten: Frau Nadejda Sousloff aus Petersburg gelang es, sich die Inscription in die medicinische Facultät zu erwirken. Schon ein halbes Jahr darauf fand sie in ihrer Landsmännin Frau Kochenareff eine Collegin, und im Sommersemester 1873 war die Zahl der weiblichen Studirenden auf 114, darunter 25 der philosophischen Facultät angehörig, gestiegen. Im vergangenen Wintersemester betrug sie 73, nachdem sie inzwischen infolge eines kaiserlich russischen Ukas noch unter dem Regime Gortschakoff beträchtlich gesunken war.

Die Erschliessung der Hörsäle für weibliche Studenten ist auch in der Schweiz nicht ohne Kampf abgegangen. Mein hochverehrter Lehrer, Prof. H. v. Meyer, hat mir oft von jenen Senats- und Facultätsdebatten erzählt, in denen seinem vorurtheilsfreien »Versuchen wir's« gewiss kein geringer Antheil an der endlichen Errungenschaft zugefallen ist. Heute steht der weibliche Züricher Student als vollberechtigter akademischer Bürger neben dem männlichen, und weder Senatsbeschlüsse, noch Studentenpetitionen vermögen ihm seine sichere Position zu rauben. Es stützt sich diese Position auf gutes Zürich'sches Recht.

Die Immatriculation einer Frau an der Züricher Hochschule ist an dieselben Bedingungen geknüpft wie diejenige des Mannes, nur dass für die Cantonsbürgerin, welcher nicht wie dem Cantonsbürger der Besuch des Gymnasiums offensteht, der Erziehungsrath diejenigen Anstalten namhaft macht, deren Entlassungszeugniss zur Inscibirung berechtigt. »Nichtcantonsbürger, sowohl männliche als weibliche« — und es rangiren in diese Classe auch die Ausländer — »welche als immatriculirte Studirende an der Hochschule Vorlesungen hören wollen, haben dem Rector zu Handen der Hochschulcommission vorzulegen:

1. einen amtlichen Ausweis über das zurückgelegte achtzehnte Altersjahr
2. ein genügendes Sittenzeugniss;
3. Ausweise über den Besitz von Kenntnissen, welche den in den Prüfungsbestimmungen geforderten Leistungen entsprechen, und zwar durch Zeugnisse in- oder ausländischer höherer Bildungsanstalten.

Die Hochschulcommission entscheidet, auf Gutachten des Rectors, über die Hinlänglichkeit der vorgelegten Ausweise; findet sie dieselben nicht genügend, so hat der Bewerber um die Immatriculation sich einer Zulassungsprüfung zu unterziehen.«

Diese Zulassungsprüfung — ich möchte dies ganz besonders betonen, da im Auslande vielfach Missverständnisse hierüber obwalten — berechtigt lediglich zur Immatriculation und einer späteren Doctorpromotion. Wer eine eidgenössische Fachprüfung bestehen, z. B. das Diplom als praktischer Arzt erwerben will, hat den Nachweis über vollständig und befriedigend absolvirte

Gymnasialstudien durch ein als Ergebniss einer Prüfung ausgestelltes Abgangs- resp. Reifezeugniss zu erbringen. In's Praktische übersetzt heisst dies für die Frauen, dass sie sich, um jene Berechtigung zu erlangen, einer eidgenössischen Maturitätsprüfung zu unterziehen haben. Die näheren Bestimmungen hierüber sind aus dem Anhang für die Verordnung über die eidgenössischen Medicinalprüfungen ersichtlich. Es entspricht diese Matura im wesentlichen derjenigen, welche auf den deutschen Realgymnasien absolvirt wird. Von den vier verlangten Sprachen: Latein, Griechisch, Muttersprache (deutsch), und eine zweite schweizerische Nationalsprache, kann das Griechische durch eine dritte schweizerische Nationalsprache oder durch das Englische ersetzt werden. (Für eventuelle Aspirantinnen möchte ich hinzufügen, dass in der Prüfungsordnung nicht bemerkt ist, dass von den zukünftigen Studenten der Medicin auch die Elemente der analytischen Geometrie der Ebene verlangt werden.)

Hat sich eine Studentin den erwähnten Aufnahmebedingungen unterzogen, so wird sie wie jeder männliche Student und gemeinsam mit diesem durch den Rector immatriculirt und unmittelbar darauf legt sie dem Rectorat das Handgelübde ab, die Satzungen für die Studirenden an der Hochschule getreulich und ohne Gefährde zu beobachten. Sie erwirbt damit die Rechte des akademischen Bürgers, d. h. sie hat fortan wie jeder männliche Student das Anrecht auf:

1. den Zutritt zu den von ihr gewählten Vorlesungen;
2. die reglementarische Benützung aller der Hochschule offenstehenden Anstalten und Sammlungen für den Unterricht;
3. amtliche Zeugnisse von den Docenten, bei welchen sie Collegien gehört hat, und darauf begründet ein amtliches Abgangszeugniss des Rectors gemäss der Universitätsordnung.

Den gleichen Rechten entsprechen die gleichen Pflichten. Ueberschreitung der Satzungen zieht für die Studentin die gleichen Folgen nach sich wie für den Studenten. Doch soll der Züricher Carcer noch niemals einer Dame Obdach gewährt haben.

Soviel über die Aufnahme. Wie verhält sich nun der männliche Student gegenüber dem weiblichen Commilito?

Als es sich vor etwas mehr als fünf Jahren um mein Fortgehen nach Zürich handelte, wurde mir auch in dem Bestreben, mich von meinem Entschlusse abzubringen, in naivster Weise die Bemerkung entgegengehalten, dass die Züricher Studenten so sehr gegen das Frauenstudium eingenommen seien. Meine Damen und Herren, das Frauenstudium ist in erster Linie eine sociale, eine wirtschaftliche Frage. Auch der Schweizer Student wird daher mehr oder weniger instinctiv in der studirenden Frau seinen natürlichen Feind sehen. Einzelne suchen diesem Standpunkte auch Ausdruck zu geben, indem sie principiell keine Studentin auf der Strasse grüssen. Zu weiteren Demonstrationen ist es aber meines Wissens niemals gekommen. Beleidigungen gegen einzelne Studentinnen, wie sie in klinischen Bierzeitungen ein- oder zweimal vorgekommen, trugen rein persönlichen Charakter und gingen von ein paar bei Professoren und Studenten als gemein bekannten Individuen aus. Es wurde bei dieser Gelegenheit das ganze Institut der Bierzeitung, da die betreffende Nummer auch sonst an Rohheiten nichts zu wünschen übrig liess,

einfach untersagt. Ich erwähne den Vorfall überhaupt nur, weil ich nicht pro domo reden, sondern wahrheitsgetreu erzählen will. Ich würde dagegen einen Verrath begehen, wenn ich es andererseits unterlassen würde, hervorzuheben, dass es dem Schweizer Studenten in trefflicher Weise gelungen ist, wenn ich so sagen darf, das Problem des gemeinsamen Studiums beider Geschlechter zu lösen.

Die erste Begegnung mit dem zukünftigen Commilitonen findet gewöhnlich schon bei der Maturitätsprüfung, welche von den sogenannten Wilden gemeinsam gemacht wird, statt. Nichts schliesst die Menschen so leicht aneinander, nichts ist geeigneter, gegenseitige Vorurtheile zu brechen, als eine gemeinsame Nothlage, und so ist diese Begegnung im Examen durchaus dazu angethan, der jungen Studentin den kommenden ersten Schritt in den Hörsaal zu erleichtern. Sie erblickt bei ihrem Eintritt ein bekanntes Gesicht. Wer zusammen gelitten, ist auch, wenigstens so lange die Erinnerung an das Leiden noch frisch ist, geneigt, für einander einzustehen. Dieser Gedanke gibt ihr Muth: Sie fühlt sich nicht allein. Und so sind unter der Fülle der neuen Eindrücke die ersten bangen Tage bald überwunden. Es will für die Medicinerin der Anfang ihrer akademischen Laufbahn etwas mehr bedeuten, als für Studentinnen anderer Fächer; denn wenigstens nach dem älteren Schweizer Lehrplane, dem sich noch mein Studiengang angeschlossen, beginnt sie sofort mit dem Studium der Anatomie. Es ist eine bekannte Thatsache, das selbst kräftigen Männern das praktische Studium der Anatomie, das Präpariren, zuweilen einen so unüberwindlichen Widerwillen eingeflösst hat, dass sie gezwungen waren, vom medicinischen Studium abzustehen und sich einem anderen Berufe zuzuwenden. Um wieviel mehr, sollte man annehmen, müsste der Frau, bei deren Erziehung von Klein auf ein Fernhalten von allem Hässlichen und Ekelerregenden als Hauptmaxime gegolten, eine solche Beschäftigung geradezu unmöglich sein. Verehrte Anwesende, es kommt bei allen diesen Dingen vor allem darauf an, wie man ihnen gegenübertritt. Eine Sache, der ich mich einfach als Neugieriger nahe, wird ganz anders auf mich wirken, als ein Gegenstand, von welchem ich weiss, dass das Befassen mit ihm die erste Stufe der Leiter, welche zu dem ersehnten Ziele führt, bildet; dass sein Verständniss für mich die Grundlage allen weiteren Strebens bildet. Und dann fesselt der Stoff selbst, der erste Einblick in die geheime Werkstätte der Natur, das Interesse so vollkommen, dass man, sowie man zum erstenmale selbst Hand angelegt hat, nicht mehr der Sache gegenüber, sondern in ihr selbst steht, und alle Nebenumstände, welche verletzend auf das Gefühl wirken könnten, vollkommen vergisst. Als Beleg hiefür diene folgender kleiner Vorfall, welcher sich während meines ersten Semesters abspielte. Wie an vielen Hochschulen, war auch in Zürich damals Mangel an Leichenmaterial. So kam es, dass ein Theil der Neu-Inscribirten mehrere Wochen ohne praktische anatomische Beschäftigung verblieb. Eines Tages erhielt der Professor der Anatomie einen Brief eines Studentenvaters, worin dieser ihn bat, einmal eine Ausnahme von der Regel zu machen und seinem Sohne, welcher als einer der Letzten auf der Liste stand, baldmöglichst ein Präparat zukommen zu lassen. Sein Sohn habe ihm geschrieben, das Zuschauen bei den Arbeiten der Collegen

habe in ihm einen solchen Ekel erregt, dass er fürchte, er müsse das medicinische Studium aufgeben. Er, der Vater, hoffe nun, das eigene Handanlegen werde dem Sohne helfen, den Abscheu zu überwinden. Dem Wunsche wurde gewillfahrt und die Hoffnung des Vaters erfüllte sich auf das glänzendste; denn sehr bald war der junge Mediciner einer der eifrigsten und für seinen Stoff begeistertsten Besucher des Präparirsaales.

Doch wir waren ursprünglich von dem Verhältniss der Studentin gegenüber dem männlichen Commilitonen ausgegangen. Wie gestaltet sich dasselbe im Präparirsaale? Wenn schon an und für sich ein unästhetischer Anblick doppelt empfindlich wirkt, wenn man gezwungen ist, ihn mit Anderen zu theilen, so kommt hier noch hinzu, dass auf dem Secirboden die Frau zum erstenmale gemeinsam mit dem Manne vor dem unverhüllten menschlichen Körper steht. Verehrte Anwesende! Ich habe auch hier die gleiche Antwort wie vorher; auch hier möchte ich die Erfahrung reden lassen. Mir selbst ist es begegnet, dass, als ich zum drittenmale den Präparirsaal besucht hatte, mir auf dem Heimwege wie zufällig der Gedanke kam: es ist doch merkwürdig, dass sich Dir bei der gemeinsamen Arbeit mit den jungen Leuten noch niemals eine peinliche Empfindung aufgedrängt hat!? So mächtig, so zwingend weiss die Wissenschaft sich unseres ganzen Fühlens und Denkens zu bemächtigen. Vielleicht wäre ihr der Sieg nicht so leicht gemacht, wenn nicht gerade in Zürich noch eins hinzugekommen wäre: der ernste, würdige Ton, der, ausgehend von dem Lehrer, in den Schülern — und ich rechne dies den Schweizer Studenten zu besonderem Verdienste an — einen Widerhall findend, die dem anatomischen Studium geweihten Räume beherrschte. Mit seltenem Takt hat Professor Hermann v. Meyer es seinerzeit verstanden, der Studentin das Erröthen zu ersparen, und heute setzt sein Nachfolger, Professor Philipp Stöhr, den anatomischen Unterricht in der gleichen, der Würde der Wissenschaft entsprechenden Weise fort. Der verstorbene Münchener Anatom Bischoff hat a priori ohne die geringste persönliche Erfahrung behauptet, das gemeinsame Studium mit Frauen setze die Idealität der Studenten herab. Ich habe während einer mehrjährigen Frequenz des Präparirsaales in Zürich weder in Blick noch Wort jemals eine Roheit bemerkt, wogegen z. B. in deutschen entsprechenden Instituten, in denen keine Frauen arbeiten, wie mir von Augenzeugen mitgetheilt wurde, die entfaltete Brutalität häufig jeder Beschreibung spotten soll. — — — So kommt es, dass gerade die Erinnerungen an den Züricher Präparirsaal zu denjenigen gehören, bei denen ich am liebsten weile. Ich denke oft zurück an jene ersten beiden Winter, wo in vorgerückter Abendstunde, wenn der Schwarm sich verlaufen hatte, wir, Studentinnen und Studenten, zu dreien oder vierten unsere Bretter mit den Präparaten an einen gemeinsamen Tisch trugen und, ohne uns im geringsten zu stören, sondern nur umso fleissiger und uns gegenseitig ohne Worte, vielleicht durch einen Blick auf das Präparat des Nachbarn, zu erhöhtem Eifer und erhöhter Sorgfalt anspornend, uns der Arbeit hingaben. Wenn die letztere es gestattete, fiel auch wohl ein Wort, der Ausdruck naiver Freude über die gelungene Arbeit, eine gegenseitige Demonstration, ein gemeinsames Repetiren, oder es kam zu einer kleinen Discussion über Fragen von allgemeinem Interesse. So bildete

sich allmählich Einzelnen gegenüber ein angenehmes kameradschaftliches Verhältniss aus. Der Schweizer ist infolge seines Mangels an chevalereskem Wesen eher befähigt, als z. B. der Oesterreicher oder Deutsche, Kamerad einer Frau zu sein, und ich glaube, dass die Studentin gut thut, dieses Verhältniss von vornherein anzustreben. Sie soll stets als Frau, nicht aber als Dame im Sinne des Salons, d. h. mit bestimmten, vorgefassten Ansprüchen an die Ritterlichkeit ihrer Studiengenossen auftreten. Nur so wird sie niemals Gefahr laufen sich in ihrer Würde verletzt zu sehen. Um dies mit Consequenz zu können, bedarf sie neben dem angeborenen Takt einer gewissen gesellschaftlichen Sicherheit, die sie vorher im Elternhause erworben haben muss, und ich halte es deshalb, wenigstens für die deutschen Mädchen, in Anbetracht unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, nicht für gut, wenn sie vor dem 20. Jahre die Universität beziehen. Natürlich spreche ich ganz im Allgemeinen; denn gerade ich habe in meinem engeren Freundeskreise eine glänzende Ausnahme dieser Regel zu verzeichnen.

Der kameradschaftliche Geist, der durch die gemeinsame praktische Arbeit in den Laboratorien angefacht wird, findet eine Förderung durch die im Sommersemester unter der Leitung des betreffenden Professors unternommenen gemeinsamen wissenschaftlichen Exursionen, da sie Musse genug zum Gedankenaustausch bieten. Meine Damen und Herren, ich bin viel zu sehr Medicinerin, um mich der physiologischen und somit auch der psychologischen Differenz zwischen den beiden Geschlechtern zu verschliessen. Ich vermag nur nicht die tagesübliche Consequenz, nämlich dass der Mann die Logik und somit die Wissenschaft gepachtet habe, die Frau dagegen mit dem fürlieb nehmen müsse, was von des Mannes Tische abfällt, daraus zu ziehen. Im Gegentheil, ich folgere, dass wegen der gewissen Verschiedenheit, die beiläufig nicht entfernt so gross ist, als man sie hinzustellen beliebt, man auch der Frau im Interesse von Wissenschaft und Kunst volle Berufsfreiheit gewähren soll. Mann und Frau werden die gleichen Probleme von verschiedenen Standpunkten aus in Angriff nehmen und somit einer schnelleren, umfassenderen Lösung entgegenführen. Ich habe Gelegenheit gehabt, Zeuge zu sein von der gegenseitig fördernden Wirkung eines ungezwungenen freundschaftlichen Verkehrs zwischen wissenschaftlich gebildeten Männern und Frauen, und ich selbst blicke auch von diesem Gesichtspunkte aus auf die Züricher Zeit mit grosser innerer Befriedigung zurück, in der Ueberzeugung, im Verkehr mit Studiengenossen nur nach jeder Richtung hin gewonnen zu haben.

Das medicinische Studium zerfällt, wie ihnen zumeist bekannt sein dürfte, in zwei grosse Abschnitte, den naturwissenschaftlichen und den eigentlichen medicinischen, gewöhnlich schlechtweg klinischen Theil genannt. Nicht das Examen zum Schlusse des ersten Theiles ist es allein, welches den Markstein setzt, sondern thatsächlich beginnt mit dem Eintritt in die Klinik speciell für die Studentin eine neue Phase ihrer akademischen Laufbahn. Da den klinischen Fächern meist mehr Zeit als den naturwissenschaftlichen gewidmet wird, so stösst die Neueintretende auf manches unbekannte Gesicht älterer Collegen; sie muss noch einmal sozusagen Revue passiren. Wie sie im Beginne ihrer Studien zum erstenmale gemeinsam mit dem Manne an der Leiche

stand, so jetzt am Krankenbett. Auch hier muss* sie sich von Neuem eine Position schaffen. Ob ihr dies leicht oder schwer wird, hängt auch hier wesentlich von dem Lehrer ab, dessen Art und Weise nie ganz ohne Rückwirkung auf seine Zuhörer bleiben wird. Ich kann es mir nicht versagen, besonders hervorzuheben, dass ebenso wie in der Anatomie auch in der Klinik der Schweizer im grossen Ganzen sich stets als auf menschlicher und wissenschaftlicher Höhe stehend gezeigt hat. Eine besondere Genugthuung gewährte es mir, zu beobachten, als ich mich einmal in der Zwangslage befand, bei einem jungen Assistenzarzt als einzige Dame unter 16 Studenten an einem Frauenuntersuchungscourse theilzunehmen, dass sowohl Lehrer als Schüler gleiches Verständniss für das Peinliche meiner Situation zeigten und durch eine verdoppelte passive Rücksichtnahme bekundeten. Ich habe wiederholt die Beobachtung gemacht, dass, wie in der Gesellschaft, so auch bei dem gemeinsamen Studium die Frau den ihr gegenüber anzuschlagenden Ton in vollkommener Weise beherrscht. Will sie neben der Wahrung der Frauenwürde noch ein gewisses kameradschaftliches Verhältniss mit den Collegen anstreben, so wird sie gut thun, sich möglicher Toleranz zu befleissigen. Die klinische Medicin ist angewandte Wissenschaft. Beim Practiciren am Krankenbett zeigt es sich, wer mit Nutzen gelernt hat. Eine Blösse gibt sich indess einmal ein Jeder, und nichts ist geeigneter, das gute Einvernehmen zu stören, als eine wenn auch unausgesprochene, rein mimische Kritik des Nachbarn. Wie in der propaedeutischen Zeit die collegialen Beziehungen zwischen Student und Studentin gefördert werden durch die gemeinsame Arbeit in den verschiedenen Instituten und Laboratorien, so in der klinischen durch die praktischen, in ihrer Theilnehmerzahl meist beschränkten Course, vor Allem aber durch eine eventuelle gemeinsame Assistententhätigkeit. Gern gedenke ich in dieser Hinsicht meiner Unterassistentenzeit an der medicinischen Poliklinik, wo ich häufig mit dem mir coordinirten Collegen nach Schluss der Ordination zusammen auf die Praxis gewandert bin und wir wechselseitig bei unseren Patienten ein Consilium abgehalten haben. Den Höhepunkt pflegt das gute Einvernehmen zur Zeit des Schlussexamens zu erreichen. Auch hier befand ich mich im vergangenen Jahr wiederum in der Lage, als einzige Dame unter 15 Herren jene Prüfungszeit durchzumachen. Aber meine Collegen haben mich meine Isolirtheit wenig fühlen lassen. Nicht allein, dass sie jederzeit bereit waren, wo es sich um eine durch die Form des Examens bedingte Verabredung handelte, meinem Wunsche in liebenswürdigster Weise zu willfahren; dass sie in Fällen, wo sie glaubten, ich sei vielleicht nicht rechtzeitig benachrichtigt, mir noch persönlich in meiner Wohnung Mittheilung machten, sondern nach dem Grundsatz: »Alle für Einen, Einer für Alle« zogen sie mich auch in jene kleinen und im Moment doch so wichtig erscheinenden Manipulationen des »corriger la fortune« hinein und vertraten meine Interessen dort, wo die Localität mich verhinderte, persönlich bei den Verhandlungen anwesend zu sein, in der kameradschaftlichsten Weise. Sie werden es daher verstehen, wie herzlich ich mich freute, als ich vor Kurzem bei zufälligem Aufblicken in der Klinik des Hofrathes Widerhofer das Gesicht eines Züricher Collegen erblickte, der seinerzeit dadurch, dass sein Freund fast in allen Einzelprüfungen mein Genosse gewesen, auch an meinen Leiden und Freuden redlich Antheil

genommen, und wie gern ich mir nach Schluss der Vorlesung von Zürich und dem Schicksal der Collegen erzählen liess.

Meine Damen und Herren! Ich habe wiederholt hervorgehoben, dass der Schritt in den Hörsaal oder vielmehr das ruhige Ausharren in demselben der Frau wesentlich erleichtert wird durch das Verhalten des Lehrers. Man kann im grossen Ganzen behaupten, dass die Züricher Professoren der Studentin nicht unsympathisch begegnen. Mancher von ihnen ist im Laufe seiner Lehrthätigkeit aus einem Gegner ein Freund und Förderer des Frauenstudiums geworden. Das Haus und die Familie einzelner Professoren öffnet sich der Studentin zu freundschaftlichem Verkehre. Jedenfalls steht fest: auch die principiellen Gegner haben sich niemals einer Studentin gegenüber nur den leisesten Mangel an Gerechtigkeit zu Schulden kommen lassen.

Ich habe im Vorausgehenden ausschliesslich von der Medicinerin gesprochen, da nur für sie mir persönliche Erfahrung zu Gebote steht. Den Versicherungen der Commilitoninnen zufolge gestalten sich auch bei den anderen Facultäten die Beziehungen zwischen Student und Studentin, zwischen Studentin und Professor ebenso erfreulich wie in der medicinischen.

Ich sagte im Beginne des Vortrages, dass in dem studentischen Leben eine Reihe von Factoren mitspielen. Ich habe Ihnen in kurzen Zügen die Stellung der Studentin als akademische Bürgerin, ihre Beziehungen zu dem männlichen Commilito, zu den Professoren geschildert. Lassen Sie mich nun mit wenigen Worten auf das Leben und Streben der Studentinnen im engeren Sinne, ihre Lebensgewohnheiten, ihren Umgang, ihre Ideale eingehen.

Trotzdem das Frauenstudium an der Züricher Hochschule bereits sein 25jähriges Jubiläum gefeiert hat, erweckt sowohl in Deutschland wie in Oesterreich das Wort »Züricher Studentin« noch immer bei der Mehrzahl der Männer und Frauen eine gewisse innere Empörung. Das Zerrbild der emancipirten Frau mit dem demonstrativ zur Schau getragenen vernachlässigten Aeussern tritt sofort vor ihre Seele, und es ist oft für unsereinen unendlich komisch, das naive Erstaunen, die gewisse Enttäuschung zu beobachten, welche sich bei unserem Anblick auf den Gesichtern malt. Woher rührt dieses Vorurtheil? Theilweise gewiss aus theoretischen Deductionen: eine Frau, die etwas Anderes thut als die Mehrzahl der Frauen, muss eo ipso sich auch in ihrem Aeusseren von jenen unterscheiden. Andererseits gründet es sich indess auf nicht wegzuleugnende Thatsachen. Wie jede grosse sociale Bewegung Ausschreitungen mit sich führt, wie sich unter der Fahne des Idealismus neben den reinen begeisterten Bannerträgern manche elende moralische Krüppel, die eines Aushängeschildes bedürfen, zusammenscharen, so auch in der Frauenfrage. Jene grosse Anzahl von Russinnen, welche im Winter 1872/73 Zürich sozusagen überschwemmt, um sich »studirens halber dort aufzuhalten«, ist es, welche durch ihr auffälliges, anstössiges Betragen den Grundstein zu dem Vorurtheil gegen die Züricher Studentin gelegt haben; denn selbstredend machte die Kunde von dieser Invasion, entsprechend ausgeschmückt und übertrieben, bald die Runde in ganz Europa. Ein kaiserlicher Ukas befreite die Universität bald von den unliebsamen Gästen; das Vorurtheil blieb bestehen, und noch heute haben die russischen Studentinnen unter demselben zu leiden.

Auch ich bin in jenem Vorurtheil befangen nach Zürich gekommen; ich habe mich in der ersten Zeit ängstlich ferngehalten von den russischen Colleginnen; ich habe mich aber im Laufe der Zeit überzeugt, dass ich ihnen zumeist Unrecht gethan. Gewiss unterscheidet sich auch heute noch die russische Studentin in ihrem Aeusseren von ihren deutschen, schweizerischen oder amerikanischen Colleginnen. Woher aber kommt das? Lediglich, weil sie über weit geringere Mittel verfügt als diese. Es ist geradezu rührend anzusehen, mit welchem Gleichmuth diese Leute Entbehrungen selbst des Nöthigsten ertragen, nur um ihren wissenschaftlichen und socialen Idealen nachstreben zu können, und wie sie, ohne an den kommenden Tag zu denken, ihr Letztes hingeben, um dem Freunde in der Noth zu helfen. Sie können es auch getrost, denn sie wissen, dass ihnen wieder geholfen wird. Dass unter solchem Kampf um das tägliche Brot der Studiengang in seinem gleichmässigen Flusse häufig leidet, ist selbstverständlich, und diesbezügliche Vorwürfe müssen fast als lächerlich erscheinen. Uebrigens habe ich Gelegenheit gehabt, wenigstens bei den Polinnen, die sich allerdings wesentlich von den Russinnen unterscheiden, mich von einer geradezu eminenten wissenschaftlichen Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit zu überzeugen. Durch sie habe ich auch die so häufig persifirte Studentenehe kennen gelernt, und ich muss offen bekennen, dass die Mehrzahl der deutschen Ehen, in welche ich einen Einblick gewonnen, den Vergleich mit jenen auszuhalten nicht entfernt im Stande ist.

Soviel über Russinnen und Polinnen.

Wie lebt nun die deutsche, resp. österreichische Studentin? Gemäss einer landesüblichen Tradition, dass eine unverheiratete Frau, auch wenn sie an Jahren der verheirateten überlegen sein sollte, stets eines gewissen Schutzes bedarf, begibt sich die deutsche Studentin bei ihrer Uebersiedelung nach Zürich meist in eine Familienpension. Die Aussicht auf eine Pension in einer Professorenfamilie, das ist es, was den Eltern den schweren Entschluss, die Tochter in die Fremde ziehen zu lassen, einigermaßen erleichtert. Bald aber zeigen sich die Schattenseiten dieser anscheinend idealen Versorgung. Jedes einigermaßen gut erzogene Mädchen wird sich verpflichtet fühlen, Rücksichten zu nehmen auf die Familie, in welcher sie Aufnahme gefunden; sie wird sich zum mindesten veranlasst fühlen, die Zeit der Mahlzeiten einzuhalten. Mittags hat das auch nichts auf sich, da der Vormittag gewöhnlich mit Vorlesungen, die alle um 12 Uhr schliessen, besetzt ist. Abends ist es schon anders. Auf den Nachmittag und Abend fallen die praktischen Arbeiten. Es wird der Studentin oft passiren, dass sie mitten im besten Zuge, wie man zu sagen pflegt, abbrechen muss, um rechtzeitig zum Nachtessen zu Hause zu sein. Dies ist einmal nachtheilig für die Arbeit selbst, es wirkt aber auch, weil es so kleinlich erscheint, deprimirend auf den Arbeitenden. Auch der Verkehr mit den Colleginnen, der oft die einzige wahre Erholung bildet, wird unter solchen Verhältnissen nicht zu einer vollen, freien und fördernden Entfaltung gedeihen können, und so kommt es, dass die Betreffende bald danach trachtet, die lästigen Bande zu lösen und sich gleich den älteren Commilitoninnen ein oder zwei möblirte Zimmer zu miethen und die Mahlzeiten bei sich im Hause oder gemeinsam mit einer Collegin auf deren Zimmer, oder an Privat-Mittagstischen einzunehmen. Von dem Allgemeinen deutschen Frauenverein, der seinen Sitz in

Leipzig hat, ist vor einiger Zeit der Gedanke ausgegangen, in Zürich ein Studentinnenheim zu gründen. Aber dieser Gedanke hat sich an Ort und Stelle wenig Freunde erworben. Ich will nicht leugnen, dass durch damit verbundene pecuniäre Vortheile mancher Studentin vielleicht eine behaglichere Existenz ermöglicht werden könnte; die Grundidee: dadurch das Ansehen der Studentinnen nach Aussen hin heben zu wollen, halte ich indessen für vollkommen verfehlt. Die junge deutsche Aerztin, welche als Pionnier hinausgeht in die Praxis, sie muss vor allen Dingen fähig sein, selbständig für ihr Sein und Handeln einzustehen, damit sie sich auf dem neu zu gewinnenden Terrain behaupten kann. Nirgend anderswo kann sie sich besser vorbereiten, als in Zürich, wenn sie bereits dort allein, ohne eine dame d'honneur im Hintergrunde, ihre Würde nach Aussen hin zu vertreten sich bestrebt. Nachgeben im Kleinen, aber standhaft bleiben im Grossen, Principiellen, das ist das Lösungswort, welches ich allen heranwachsenden Colleginnen zurufen möchte. Es ist vollkommen richtig, dass eine Studentin doppelte und dreifache Rücksichten zu nehmen hat; dass sie gut thut, Manches zu vermeiden, was der Dame im Salon gestattet ist; aber hat sie sich einmal eine Position geschaffen, so kann sie unbeschadet, ihren Grundsätzen getreu, sich manche Freiheit gestatten, die ihr als Familientochter unter Umständen versagt bleibt. Ich denke hiebei namentlich an den freundschaftlichen Verkehr mit den Collegen, an die gemeinsamen Spaziergänge und Ruderpartien, an gemeinsame Lectüre wissenschaftlichen und belletristischen Inhaltes, die Discussionen darüber etc. etc.

Der Verkehr mit den Collegen gehört natürlich immer noch mehr zur Ausnahme als zur Regel, und in erster Linie wird die Studentin selbstverständlich mit ihresgleichen verkehren. Es ist oft im Liede die Freundschaft gefeiert worden, welche, in der Burschenschaft geschlossen, fest und treu die Stürme des Lebens überdauert. Nur der Mann vermöge solche Freundschaft zu üben, hat man gemeint; der Frauencharakter sei ihrer nicht fähig. Ich glaube, dass man der Frau Unrecht damit thut. Denn nicht der Wein ist es, wie der Dichter singt, der das Freundschaftsband knüpft, sondern das gemeinsame Streben nach dem Ideal, welches vielleicht beim Becherklange zu gegenseitigem Ausdrücke kommt. Gebt den Frauen solch hohes gemeinsames Ziel, und die gleiche Freundschaft, die für den Andern mit dem ganzen eigenen Sein eintritt, wird auch bei ihnen zur Blüthe gelangen. Ja, ich darf sagen, Zürich hat durch die Beziehungen einzelner Studentinnen zu einander bereits darüber entschieden, und diese Thatsache erfüllt mich mit der Hoffnung, dass das Streben nach einem collegialen Bande, das die ganze Studentinnenschaft umfassen soll, ein Streben, welches der Allgemeine Studentinnenverein in Zürich sich zur Aufgabe gesetzt hat, trotz der Heterogenität der Elemente schliesslich doch gelingen wird.

Wenn die Frau daran arbeitet, sich von dem traurigen Erziehungsproducte vieler Jahrhunderte, dem Haften am Kleinlichen, der Aengstlichkeit vor dem Anstoss nach Aussen, zu befreien, dann, so bin ich fest überzeugt, wird ihr die Verfolgung ihrer idealen Ziele gerade so gelingen wie dem Manne. Und dies, meine Damen, möchte ich Ihnen besonders an's Herz legen: Streifen Sie bei Ihrem redlichen Streben das Persönliche ab, lassen Sie sich nicht ab-

schrecken durch eventuelle äussere Misserfolge. Per aspera ad astra! hat Ihnen die Collegin Kerschbaumer vor einem Jahre zugerufen. Lassen Sie mich von Ihnen Abschied nehmen mit einem deutschen Dichterwort:

„Das ist der Weisheit letzter Schluss:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muss.“

Wien, 1. März 1890.